Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 10

Artikel: Die Brautschau
Autor: Schibli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665880

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tiefen, ungünstige Winde und Stürme, wie unten auf dem alten Meere! Von nun an trägst du eine grosse Verantwortlichkeit, denn ein falsches Manöver kann auch auf dem Himmelsmeer einen Zusammenstoss herbeiführen.»

Davon war Mariam überglücklich und konnte den Augenblick fast nicht erwarten, da er sich an Bord des kleinen Bären begeben konnte. Aber da fiel ein Schatten auf seine Freude und er sagte traurig: «Verzeih mir meinen Undank, aber siehe, dies alles ist wohl wunderbar und mein Glück wäre vollkommen, wenn mich nicht die Erinnerung an meine Gefährten bedrücken würde. Es ist die Sorge um das Schicksal der Kameraden, die mir am meisten Kummer bereitet. Derweil ich dies leuchtende Sternenschiff lenke, werde ich mehr denn sonst an jene denken müssen, die unten im Dunkel der Meere fahren.»

«Gott dachte auch an diese deine Sorge, Mariam! Betrachte das Bugsprit deines Silberschiffes ... Siehst du den hellleuchtenden Stern? Er weist nach dem nördlichsten Punkt der Erde. — Und dies ist das grosse Wunder: inmitten der kreisenden Sternbilder wird dein Schiff der ruhende Pol des Himmels sein! Nach ihm können alle Seefahrer der Erde sich richten, um in der Nacht den Weg auf den Meeren zu finden! Und ist das Erdenleben deiner Gefährten zu Ende, dann werde ich ihre Seelen zu dir auf das Sternenschiff senden ... und ihr werdet von neuem Schiffskameraden sein. Bist du nun zufrieden, alter Brummbär?»

Oh, gewiss, Mariam war nun vollkommen zufrieden und glücklich. Das strahlende Schiff war inzwischen bei ihnen angelangt. Voller Freude schwang sich Mariam an Bord des «Kleinen Bären» und erfasste das lichte, goldene Steuerrad.

«Erfülle deinen Beruf bis ans Ende der Welt! Frohe Fahrt!»

Kaum hatte Noah dies gerufen, glitt das schimmernde Schiff hinaus in die Unendlichkeit ... und verschwand im nächtlichen Himmelsnebel.

Nacht auf Nacht lenkte Mariam das glänzende Schiff durch den riesigen himmlischen Ozean. Er tat es ruhig und sicher, wie in früheren Zeiten, und die Seefahrer, unten auf der Erde, entdeckten gar bald den wunderbaren Stern, der ewig nach Norden zeigt und ihnen die Himmelsrichtung verriet.

Nach ihm richteten sie den Kurs ihrer Schiffe und fanden nun auch nachts den sicheren Weg übers weite Meer.

Die Seemannsseele hat ihren geliebten Beruf nie mehr abgelegt. Wer in klaren Nächten den Himmel betrachtet, sieht Mariams Schiff noch immer durch die Wogen des Nachtmeeres gleiten. Und sein leuchtender Bug wird gegen Norden weisen, solange die Erde und das Meer bestehen.

Charlotte Garbani Nerini

Die Brautschau

Von Emil Schibli

Jakob Bächli war wirklich kein Mann, in welchen sich eine Frau auf den ersten Blick verlieben konnte. Klein von Wuchs, hatte er etwas Zusammengeschrumpftes und Kraftloses. Davon abgesehen war er von Jugend an ein Eigenbrötler, dem es Mühe machte, sich andern anzupassen. Dass seine Intelligenz über dem Durchschnitt stand, was er übrigens genau wusste, machte ihm sein Dasein nicht leichter, im Gegenteil. Bächli stellte Ansprüche an das Leben, die es nicht erfüllen konnte. Deshalb liess er sich mehr und mehr von der Wirklichkeit abtreiben, las viel, besonders Romane, und verkroch sich sozusagen in eine geträumte Welt wie in eine dämmerige Höhle. Er kam aus ihr nur hervor, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, was leider täglich zu geschehen hatte; denn Bächli war arm.

Vermutlich um sein Spintisieren noch mehr zu geniessen, begann er seine krausen Gedanken aufzuschreiben. Es dauerte dann nicht lange, bis er sich den Dichtern zugehörig fühlte und sich erlaubte, von Zeit zu Zeit bei einem namhaften Schriftsteller anzuklopfen und ihm seine Gedichte und Prosastücke vorzulesen.

Der Fachmann erklärte Bächli zwar unverblümt, dass seine Phantasieprodukte keinesfalls auf öffentliches Interesse zählen dürften. Doch solle er mit seinem Treiben immerhin fortfahren; Schaden könne er damit kaum stiften, wenn er es nicht übertreibe. Im übrigen dürfe man das Niederschreiben von Gedanken und Gefühlen auch bei wirklichen Dichtern mit einem Ventil vergleichen, welches aus einem überhitzten Kessel den Dampf abblase; und so betrachtet, sei das sonst nutzlose

Schreiben eine Wohltat, was aber mit der Kunst des Schreibens an sich nichts zu tun habe.

Bächli hatte nun allerdings Schmeichelhafteres erwartet als zu hören, dass er Dampf abblase. Gedemütigt und gekränkt zog er davon. Um sich aber die Bekanntschaft des Erfolgreicheren dennoch zu erhalten, hatte Bächli ihn vor seinem Weggehen noch gefragt, ob er nächstens einmal mit seiner Konzertzither vorbeikommen dürfe. Denn auf diesem Instrumente, so fügte er nicht ohne Selbstgefälligkeit hinzu, sei er ein wirklicher und anerkannter Meister.

Der Schriftsteller war nicht hart genug, dem kleinen und ehrsüchtigen Mann die Bitte rundweg abzuschlagen. So entliess er ihn denn lächelnd mit einer Zusage.

Bächli befand sich damals in der Mitte seines vierten Jahrzehnts. Er hatte sein Alleinsein bisher kaum als Last empfunden. Nun aber, da man ihm ohne Umschweife gesagt hatte, dass er kein Dichter sei, tauchte plötzlich der Wunsch in ihm auf, eine Lebensgefährtin neben sich zu haben.

Von den Mädchen in der Fabrik, in welcher er arbeitete, gefiel ihm wohl das eine oder andere. Aber Bächli war klug genug, um zu wissen, dass diese Trauben für ihn zu hoch hingen. Daneben gab es allerdings unter den ledigen Frauenspersonen in der Fabrik eine oder zwei, die ihn, ihrer eigenen körperlichen Kärglichkeit wegen, vielleicht nicht abgewiesen hätten. Aber die gefielen ihm wieder nicht.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als es mit einem Heiratsinserat zu versuchen. Weil aber die jüngere Weiblichkeit in der Landesgegend, in welcher er lebte, nach seinem Dafürhalten eine etwas zu lockere Lebensauffassung hatte, sandte er sein Angebot an eine Zeitung der Innerschweiz.

«Einfacher, solider Arbeiter, in der Uhrenindustrie, 35 Jahre alt, nicht schön, aber gesund, 148 cm gross, möchte sich mit bravem Dienstmädchen verehelichen. Ernstgemeinte Offerten sind zu richten an H. B., postlagernd, Gratlingen.»

Als Bächli sich drei Tage später am Schalter erkundigte, ob für ihn Post eingegangen sei, überreichte ihm der Beamte einen einzigen Brief in einem gewöhnlichen blauen Umschlag. Das Mädchen, welches bereit zu sein schien, es mit Bächli probieren zu wollen, machte zwar viele Schreibfehler, war aber dem Inhalt des Briefes nach sonst nicht auf den Kopf gefallen.

«Ich bin auch keine Schönheit», schrieb die Heiratswillige, «aber dafür kann ich kochen. Wir einfachen Leute brauchen ja auch nicht schön zu sein. Mit Schönheit allein kann man keine Rösti machen. Dazu braucht es Verstand und Liebe, und diese habe ich.»

Der Brief und die kleine Photo, die ihm beigelegt war, gefielen Bächli nicht übel. Das Mädchen sah auf dem Bildchen ein wenig üppig aus. Aber das war gerade, was Bächli sich wünschte. So setzte er sich heitern Gemütes an den Tisch, um eine Zusammenkunft in Luzern zu vereinbaren.

Als er dann einige Tage später, an einem Sonntagnachmittag in der Eisenbahn sass, wurde ihm um so banger zumute, je näher er seinem Ziele rückte. Er hatte ausser in Gedanken sein Leben lang wenig mit Mädchen zu tun gehabt (er war einziges Kind gewesen) und wusste ganz und gar nicht, wie man sich als Freier und Liebhaber zu benehmen hatte. Was würde er seiner mutmasslichen Zukünftigen wohl für einen Eindruck machen? Nun, er war nicht aus Holz und empfindsam genug, um deutlich zu spüren, dass sie nicht begeistert war, als sie, nebeneinander hergehend, den Bahnhof verliessen.

Er sieht aus wie ein gerupftes Hähnchen, dachte sie. Es braucht da Verschiedenes, um aus ihm einen saftigen Braten zu machen. Anderseits scheint er sanft und willig zu sein. Ich glaube, es ist nicht schwierig, ihn unter dem Daumen zu halten. Und schliesslich, was hat man von einem Herkules, dem andere Weiber solange verführerische Augenblitze zuwerfen, bis er ihnen nachläuft? Der da läuft mir nicht davon, dessen bin ich sicher. Wenn er will, so nehme ich ihn.

Sie war gut einen Kopf grösser als er, und Bächli dachte: Sie sieht recht stattlich aus. Eigentlich zu stattlich für mich. Anderseits ist unsereinem ja auch etwas zu gönnen.

Er hatte sich schon in der Eisenbahn überlegt, wie er ihren Charakter prüfen wolle. Dabei war ihm eingefallen, dass er sie vor die Schaufenster verschiedener Läden führen könnte.

Dies geschah nun.

Da war eine Auslage mit Damenhüten. Würde sie davor stehen bleiben? Nein, sie blieb nicht stehen. Der erste Aktivposten, dachte er. Auf Firlefanz ist sie nicht erpicht.

Hier war eine Möbelhandlung.

Sie blieb stehen.

«Mein Gott, was für ein Luxus», sagte sie. «Und sündhaft teuer! Finden Sie nicht auch?»

«Doch», sagte er befriedigt. «Für unsere Verhältnisse käme dergleichen jedenfalls nicht in Betracht.»

«Natürlich nicht. Da ginge je ein ganzer Jahresverdienst drauf.»

So gingen sie weiter, ohne dass sie merkte, was in seiner Absicht lag. Aber sie bestand das Examen trotzdem.

Am Abend, als sie ihn zum Bahnhof begleitete, waren sie einig geworden, dass die nächste Zusammenkunft in Gratlingen stattfinden solle.

Drei Monate später wurden die beiden getraut. Soviel man weiss, geht es bis jetzt ausgezeichnet. Bächli hat es ohne schwere Seelenkämpfe aufgegeben, ein Dichter sein zu wollen. In seiner freien Zeit spielt er seiner Frau Salonstücke auf seiner Konzertzither, nach dem Essen abends und am Sonntag bindet er sich eine Schürze vor und trocknet das Geschirr ab. Nachher bastelt er pfeifend oder summend an einer Wiege für das Kleine. Seit einem Monat weiss er nämlich, dass er Vater werden wird.

Zügle

's isch alles uf em Wage,
Tisch, Chäste, Stüehl und Bett.
Und doch, es isch mer neime,
Wie-n-i im alte Heime
Oeppis vergässe hett.

I gahne nomel ine,
Durstöbere 's ganz Hus
Und schnüflen alli Eggli,
All Schlüpf und alli Hööggli
Im letschte Winkel us.

's isch nüüd! So chö mer fahre,
Und 's Rössli nimmt en Ruck.
Raiab! Mer dörfed zäpfe.
Je fester as i chlöpfe,
Je meh nu ziehd's mi zrugg.

Es sind die alte Tage,
Die winked mer na naa:
Weisch na, säb Mal im Schürli,
Weisch na, die süesse Birli,
Wie lustig hä mer's gha!

Säb Tänzli uf de Matte,
Säb Gloggeglüt am Rai,
Im Winter hindrem Ofe,
Im Früehlig füregschloffe,
Und erst im Mai, im Mai!

Nei nei, i dörf nüd lose,
Sind still und lö mi si! —
Nu lüter ghöri lüte,
Die alte schöne Zite
Sind hüt verbi, verbi!

Ernst Eschmann

Abschied von einem alten Hause

Von Gottlieb Heinrich Heer

Ueber die Holztreppe knarren plumpe Tritte; im Gemäuer bebt verhalten eine dumpfe Erschütterung, und im Gebälk, das an der Flurdecke dunkel die Helle der geweissten Fläche durchstuft, scheint leise der Widerhall weiterzuächzen, entlang den Stockwerken, bis hinauf in die Dachsparren. Durch die Türe, die wie verwundert und unbeweglich offen steht, wankt auf kräftigen Männerschultern Möbelstück um Möbelstück ins sonnige Freie und entschwindet, unter dem Gegendruck gespannter Muskeln zitternd, um die Ecke . . .

In der Tiefe der Räume dämmert ein Schatten der Verlassenheit. Jahrelanges Leben hat sich überlebt; jahrelanges Walten und Wirken ist verwirkt, und alle Freundlichkeit holder Tage, alle Beschwernisse verworrener Stunden schleichen sich mit Kram und Hausrat hinaus und tun, als ob sie nie gewesen wären. Oder — spielen sie ein verborgenes Spiel wie unter den Spiegel einer Flut entsunkene Gefässe, die im Unergründlichen sich drehn und wenden und die, nachdem die Wasser sich beruhigt haben, noch einmal eine störende und drängerische Aufwallung emporsenden ins Licht? Können sie, die das Leben des alten Hauses bestimmt und in vorgezeichnete Bahnen geleitet haben, ganz sich auflösen und sich verflüchtigen bis in die feinste Faser ihres ungreifbaren Wesens, gleich dem Nebel an diesem reifen Spätsommermorgen?

Der Schatten der leeren Räume weiss keine Antwort auf Schicksalsfragen; der forschende Blick wendet sich ab und verliert sich für eine kurze Weile in den eigenwilligen Winkeln des alten Hauses.